



## Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 41.

Wiesbaden, den 9. Juli 1916.

5. Jahrgang.

### Inhaltsangabe:

„Schierstein“ von Hofrat Dr. C. Spielmann. — „Kriegsgebet“ von K. Thomae, Kloppehheim. — „Wenn die drüben wüßten“ von E. von Schmidt-Paull. — „Kriegsgebet im Dorffrieden der Heimat.“ — „Helter Ede.“

### Zum Geleite.

Ein alter Mensch, Mann oder Frau, ist so schön wie ein alter Baum: Das Alter ist nicht ein notwendiges Uebel, sondern die Siegesbeute alles irdischen Kampfes.  
Wilhelm Schmidtsonn.

## Schierstein.

Von Dr. C. Spielmann, Wiesbaden.

Rheinabwärts von Biebrich bemerkt der Rheinreisende eine langgedehnte Au, die mit Pappeln bepflanzt und durch einen Damm mit dem Ufer verbunden ist. Durch beides wird ein geräumiger Hafen eingeschlossen und dahinter erhebt sich ein großer, freundlicher Ort, mit einer alten evangelischen Kirche und einer neuen katholischen. Das ist Schierstein, neben Biebrich jahrhundertlang der einzige Ort am Rheine auf nassauischem Territorium, an der Pforte des ureigentlichen Rheingaus gelegen und doch nicht im Rheingau selbst, der erst jenseits des Waldaffebachs mit dem Dorfe Niederwalluf begann.

Ansiedelungen in Schiersteins Umgebung bestanden schon zur Römer- und Frankzeit. Zeugen davon sind besonders die zahlreich hier aufgedeckten Gräber, ferner eine vor wenigen Jahren nördlich oberhalb des Bahnhofes aus einem Brunnen gezogene Säule, die oben den über einen Giganten triumphierenden Jupiter zu Pferde zeigt. Die sogenannte „Gigantensäule von Schierstein“, jetzt ein Hauptwertstück des Museums zu Wiesbaden, wurde 221 nach Christo von einem Reiter der XXII. Legion dem höchsten Gotte geweiht; christlicher Bekehrungseifer hat sie nachher zertrümmert und in jenen Brunnen gestürzt. Seitdem haben vielleicht dauernd Siedler hier gesessen. Der Name Schierstein kommt indes zuerst anno 1015 vor, in welchem Jahre Kaiser Heinrich II. seine Villa daselbst an sein geliebtes Lamberger Michaelskloster gab. Späterhin kamen die Güter an die Familie der Ritter von Schierstein, die im Orte ihr eigenes Burghaus hatten, aber im vierzehnten Jahrhundert ausgingen und durch die Ritter von Gravenrod (Grorod), deren Hof landeinwärts lag, ersetzt wurden. Auch der Ort war damals schon bedeutend und befestigt. Der letzte Gravenroder fand 1650 seine Ruhestätte im Schiersteiner evangelischen Gotteshause. Auch verschiedene andere Rittergeschlechter waren in dem Dorfe am Rheine ansässig, und die Töchter der Fischer, Schiffer und Winzer von Schierstein mögen nicht immer, wie sich's

gebührte, die Scheidegrenze beachtet haben, die nun einmal die strenge Ständegliederung des Mittelalters zog. Denn in Schierstein spielt die Mär vom „Eisenmännchen“, die uns die verbotene Liebe „Schöntrudchens“, einer Fischermaid, zu dem benachbarten Ritter von Frauenstein schildert. Das Ende vom Liede war das bekannte: Verlassen von ihrem Galan und Elend und Schande vor sich sehend, stürzte sich die Arme in den Rhein. Doch auch der Ritter kam nicht so ohne weiteres glatt weg. Der Geist der Unglücklichen tauchte nächtlich als Flämmchen auf und tanzte von Schierstein gen Frauenstein, tanzte den Bösen zur Burg hinaus und trieb ihn ruhelos hin und her!

Lang trieb ihn so nächtlich des Flämmchens Schein  
Dort noch durch die blühenden Reben.  
Jetzt scheint er zur Ruhe gekommen zu sein,  
Doch nennt uns ein Pfädchen gen Frauenstein  
Das eiserne Männchen noch eben“.

singt der nassauische Dichter A. Henninger. Die Sage mag entstanden sein dadurch, daß in früheren Jahrhunderten zwischen Walluf und Schierstein der Rhein größere stagnierende Lachen bildete, und landeinwärts sich eine weite, öde Heide erstreckte, auf der sich nächtlich wohl tanzende Irrlichter zeigten.

Die Versumpfung des Rheines sind jetzt zurückgedrängt; Weidenanpflanzungen befestigten das Ufer; die breite nördlich sanft ansteigende Ebene ist zumeist in fruchtbares Ackerland, in Obstgärten und Wäldern verwandelt worden, und nur auf der Höhe ist die Heide, Halde oder Hölle geblieben, wo der Jäger seine Krähenhütte baute, oder den langbelöftelten Lampe in munterer Jagd vor sich hertrieb, wo jetzt aber die Wiesbadener Garnison ihren Übungsplatz angelegt hat. Also kein Ritter irrlichtelt mehr hin und her, wohl aber schreitet bei Schierstein jener Ritter vom Rhein durch die Fluren, von dem Geibel singt:

„In goldner Rüstung steht der Gefell,  
Der funkelt so hell, der funkelt so hell!  
Und ob ihm auch mancher zum Kampf sich gefellt,  
Weiß keinen, den er nicht endlich gefällt,  
Es lauten Fürsten und Pfaffen  
Vor seinen feurigen Waffen.  
Doch wo es ein Best zu verberrlichen gilt,  
Wie ist er so mild, wie ist er so mild!  
Er naht und die Augen der Gäste erglühn,  
Und der Säng' er greift in die Darfe lühn,  
Und selbst die Mädchen im Kreise,  
Sie küssen ihn heimlicher Weise“.

Der Schiersteiner Höllberger, Marke Schiersteiner Hölle, der auf der Hölle (Halde) wächst, ist ein solcher Ritter, den auch die Mädchen nicht einmal heimlicher Weise, sondern ganz offen küssen können und dürfen.

„Die Schiersteiner Hölle voll Kieselgestein,  
Sie liefert den allervortrefflichsten Wein.  
Der wurde zwar nicht berühmt in der Ferne,  
Die Schiersteiner tranken ihn selbst immer gern.“

So reimt der Ortspoet von Schierstein, L. Ehrengardt. Ein jästiglich Feuer ist's, kein Höllenfeuer, das er im Genießenden erregt. Und insofern unterscheidet er sich z. B. vom Bomster, mit welchem der Abgeordnete von Unruh einst dem alten Kaiser Wilhelm, der ihn besuchte, als mit „eigenem Gewächs“ imponieren wollte. Als der Gastgeber am anderen Morgen den hohen Gast fragte, wie ihm das „Gewächs“ bekommen sei, antwortete der eines trockenen, treffenden Witzes nicht entbehrende Fürst nur mit zwei viel sagenden Worten: „Unruhe — Bomst!“

An die Stelle der Rittergeschlechter, die, wie in Nassau überhaupt, bis zum siebzehnten Jahrhundert ausstarben, traten andere Besitzer. Das Flachland um Schierstein machte es möglich, daß sich größere Güter, Komplexe bilden konnten, die zwar immer noch nicht den Umfang und die Art und Weise der Beschaffenheit ostelbischer sogenannter Rittergüter zeigen. Durch das Aussterben des rheinisch-nassauische Junkertums ist eben die einseitige Anhäufung des Güterbesitzes und das Pachtwesen bei uns zu Lande vermieden worden. Zu den in der Neuzeit in Schierstein ansässigen Adligen gehören die Hertling und die Bismark. Ein Bürgerlicher, der auch einen Hof hier besaß, war der alte nassauische Staatsarchivar Habel. Der Mann verdient der Geschichte aufbehalten zu werden, denn er war es, der neben vielem verdienstvollem schriftstellerisch-historischem Wirken es verhinderte, daß die alten Burgruinen in Nassau gänzlich durch Abbruch zerstört wurden. Er hat das zuwege gebracht dadurch, daß er die alten Reste der Vergangenheit den Gemeinden vielfach um „drei Trumpeln“, wie man vulgo zu sagen pflegt, abkaufte. Neuerdings zeigt sich, daß er damit zugleich auch praktisch verfahren hat. Mancher Krösus hat sich schon ein solch altes Eulennest wieder aufgebaut und wohnlich eingerichtet und dessen Namen mit dem „Don“ davor seinem Namen angehängelt.

Bismark in Schierstein? wird mancher Leser sagen. Die gräfliche Familie von Bismark (meist mit t, vereinzelt auch mit d geschrieben) ist mit der Familie des „Eisernen Kanzlers“ verwandt, hat sich aber schon vor einer Reihe von Generationen von ihr getrennt und, statt im Lande der Mark, in den frohen westdeutschen Gefilden Wurzel geschlagen. Friedrich Wilhelm von Bismark vermählte sich 1807 mit der Prinzessin Auguste von Nassau, Tochter des Herzogs Friedrich August von Nassau, die von ihrem ersten Gemahl, einem Landgrafen von Hessen, geschieden worden war. Bismark stieg im Dienste bis zum württembergischen General und Gesandten und wurde gegraft; seine Ehe blieb kinderlos, weshalb er die Söhne seines Bruders adoptierte. Die Bismark waren im nassauischen Staats-, Hof- und Militärdienste vertreten, der jetzt in Berlin lebende Graf und fideikommissherr heißt Franz von Bismark-Schierstein (geb. 1854). Er ist der letzte seines Stammes.

An die Familie erinnert auch der Name der Au, die den Hafen einschließt: Bismarksau, sie gehörte früher zu dem gräflichen Gute.

Aber auch Otto von Bismark, der Reichskanzler, hat in Schierstein eine Erinnerung hinterlassen, die nach anderen

Lesart aber an Rüdeshcim haften soll. Er war als junger Mann nach Biebrich gekommen und hatte dort bis in die Nacht hinein mit einigen nassauischen Offizieren gefneipt. Man schlug eine Kahnfahrt auf dem Rheine vor, die akzeptiert ward. Im Nachen wurde rheinab gerudert; der Uebermut einiger Angesäuselten brachte aber das Fahrzeug ins Schaukeln, und Bismark fiel ins Wasser und verschwand. Sofort stürzte sich Leutnant Sterzing (später Oberst) ihm nach und zog ihn wieder ins Boot, worauf man bei Schierstein landete. Die heroische Tat wurde bald bekannt, auch der Name des Geretteten, ohne daß man ahnen konnte, welche hohe Bestimmung diesem vorbehalten war. Als zu Anfang der sechziger Jahre Bismark der bestgehagte Mann in Deutschland wurde, erinnerte man sich des Vorfalles lebhaft. Der blinde Bänkelsänger Philipp Keim von Diedenbergen im „Ländchen“, der in Begleitung seiner Ehehälfte, der Lisbeth, mit Orgel- und Violinbegleitung seine selbstgedichteten, oft haarsträubenden „Weisen“ vortrug, besang damals den „Rheinfall“ Bismarks:

Im Jahre achtundvierzig,  
Da ward das Wasser groß;  
Der Bismark fiel ins Wasser  
Und trieb an eine (!) Floß.  
Ein Mann mit Namen Sterzing,  
Ein guter, braver Mann,  
Der nahm ihn bei dem Berching (Wirsing, Rousf)  
Und wa ihn an das Land.  
Hätt' er ihn erlaufen lassen,  
Das wär' jetzt kein Malheur;  
Wir hätten keine Preußen  
Und auch kein'n Bismark mehr.

Der „brave, gute“ Barde hat das Jahr achtundvierzig willkürlich gewählt, wahrscheinlich, weil es ein allgemeines Umsturjahr war. Die (!) Floß aber, an die (!) Bismark trieb, tauchte in Keims Phantasie etwas zu früh auf. Die Anlegung des Schiersteiner Hafens erfolgte erst etwa zehn Jahre später durch die schon erwähnte Dammverbindung. Der Hafen ist etwa 100 Morgen groß und durchschnittlich 12 bis 18 Fuß tief. Er sollte nach der Absicht der nassauischen Regierung Rheinschiffe zum Ueberwintern aufnehmen, und in den ersten Jahren seines Bestehens lagen auch oft hundert und mehr Schiffe von verschiedener Größe daselbst. Als aber bald darauf zu Mainz, Bingen und Niederlahnstein Hafenanlagen entstanden, als namentlich auch der Mannheimer Hafen sehr erweitert wurde, zog es die Schiffseigner mehr dorthin, weil sie daselbst zugleich ihre Ladung wechseln konnten. Seitdem dient der Schiersteiner Hafen fast ausschließlich dem Holzhandel, und zwar besonders dem der großen Kasteler Firmen, die ihre Holzflöße vom Main und Neckar hierhin treiben lassen; der Verkauf findet fast ausschließlich nach den Niederlanden statt. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts wurde dann auch die Hafemündung erweitert und damit einem praktischen Bedürfnisse entsprochen.

Ueber Schierstein breitet sich ein reizendes Panorama nach der rückwärts gelegenen Taunuslandschaft, dem Höhegebirge aus. Darüber wie über die ganze Rheingaulandschaft hat schon Karl Simrock sich folgendermaßen geäußert: „Das dunkle Waldgebirge mit seinen prächtigen Eichen (wir fügen hinzu „und Buchen“) bildet einen prächtigen Gegenatz mit den lichtgrünen, so schön ins Tal auslaufenden Rebengalden. Und dies Tal von Mainz bis Bingen, von Kastel bis Rüdeshcim in aller Fülle der Fruchtbarkeit prangend, mit blühenden Ortschaften und leuchtenden Palästen übersät, sanft angefüllt von dem schön gewundenen, auenreichen Strom, umkränzt von weintriefenden, anmutig thronenden Hügeln, überwacht von höheren, aus blauer Ferne herüberblickenden Gebirgen und zuletzt bei Bingen durch ein mächtiges Felsentor geschlossen, wer ist Mann, solch ein Paradies zu schildern?“

Der alte Säng' er des Rheines, der so gar nichts von dem Steifleinentum mancher Universitätsprofessoren an sich hatte, hat er's nicht getroffen? Schon vor ihm hat doch auch Goethe (1814) umgekehrt von der Höhe des Nürnberger Hofes, einer alten schon 1594 genannten Siedelung, die zu uns herüberwinkt, sich begeistert über die schöne Fernsicht an dieser Stelle ausgelassen. Auf der anderen

Seite des Groroder Tales, auf dem seltsam gestalteten Quarzfelsen, der Spitze Stein genannt, hat die Neuzeit einen Aussichtsturm errichtet. Friedlich im Tale zwischen beiden Höhen ruht der Groroder Hof, der uralte Ritterhof jener im Anfang erwähnten Herren von Gravenrode (Grorod), jetzt Eigentum des Freiherrn v. Knoop. Auch von diesem Hofe geht eine Sage, die aber schöner als die von Schöntrudchen lautet. Ein hoher Reichsgraf hat den einzigen Sohn verstoßen, weil dieser ein ihm nicht ebenbürtiges Mädchen geheiratet hat; der Sohn ist verschollen. Als nun das Alter herannahet, reut den Vater die Tat; er empfindet sie wie Sünde und will sie durch eine Wallfahrt abbüßen. Ueber Frauenstein kommt der Pilger ins Groroder Tal, müde und matt. Da treffen ihn zwei fröhliche Kinder und führen ihn nach Hause, in eine Winzerhütte, wo ihn die Winzerfrau erfrischt. Der Winzer selbst läßt ihn freundlich zur Herberge ein. Der Pilger bleibt und tauscht mit dem Wirte seine Gedanken und Erinnerungen aus; da stellt es sich heraus daß der verstößene Sohn den reuigen Vater bei sich aufgenommen hat. Das rührende Wiedersehen wird durch Vergeben und Vergessen besiegelt.

„Du bist, mein Sohn, von edler Art  
Und, wenn nicht ebenbürtig,  
So ist dein Weib, so gut und zart,  
Doch gänzlich deiner würdig.  
Auch rinnet kein unadlig Blut  
In deinen beiden Kindern;  
Drum soll dich meines Wappens Out  
Zu führen nichts verhindern.“

Darauf gibt der Vater dem Sohne noch den Pilger und die Roderhause, die Wappenbilder der von Gravenrode (Graf und Roderwinzer) zum Zeichen

„Daß Arbeit nicht als Schande gilt,  
Die redlich Brot gewähret,  
Und keiner mehr den Bauer schilt,  
Der doch den Adel nährt.“ (H. Henninger.)

Das Groroder Tal bietet zum ersten Male dem vom Oberrheine Kommenden den Anblick zusammenhängender Weinbergkomplexe dar. Von nun an treten wir in das Gebiet der großen Rheingauer Weingüter ein.



## Kriegsgebet.

Von August Thomae.

Vater, segne unser Schwert,  
Edler Tat es weise,  
Was an unserm Tun verkehrt,  
Gnädig uns verzeihel!

Vater, halte deinen Schild  
Ueber uns zum Schutze,  
Segne unsre Felder mit  
Unserm Feind zum Trube!

Vater, ach, verlaß uns nicht,  
Wenn die Völker kriegen,  
Reiß' uns zu dein Angesicht,  
Daß die Wahrheit siegen!



## Wenn die drüben wüßten.

Von Elisabeth A. Schmidt-Pauli.

In diesen Tagen der Spannung dachte ich so oft an die vielen, die jenseits des Meeres bang auf die Entscheidung warten müssen. Wie wird ihnen der Würfel fallen? ihnen — die amerikanische Bürger sind und bleiben müssen, und denen doch das deutsche Blut in den Adern Heimatslieder singt!

Wenn ich aus meinen Fieberträumen erwachte und meine Augen zu den kahlen weißen Wänden des New Yorker Krankenhauses aufschlug, in dem ich lag, knitterte die Zeitung. Meine deutsch-amerikanische Pflegerin blätterte. Dann wußte ich, sie würde sich bald über mich beugen und mir sagen: „ein Schiff — 2 Schiffe — 4 Schiffe torpediert“. Eines Morgens, als sie wieder Sieg flüsterte und die Kissen zurechtstüßte — wuschte ein schwarzes Band an meinen Augen vorüber. Ich war gewohnt, eine goldene Kette über der weißen Schürze hängen zu sehen. — Meine Finger fingen sich in dem Band und aus der kleinen Brusttasche fiel schwer eine „one Dollar“-Uhr auf meine Bettdecke.

„Wie das?“ sagte ich —  
Die Pflegerin steckte die Uhr wieder ein: „Ich werde doch keine Goldsachen tragen, wenn meine Deutschen vielleicht in Not sind“ — sagte sie.

Ich wollte ihr so ein wenig die Hand drücken.  
„Sie glauben doch, daß alles richtig in Deutschland abgelaufen wird?“

Ich nickte — und sah die Uhr schwimmen über den Ozean — ganz allein — immer weiter über die Wellen.

Eines Tages kam eine Braut. — Sie war Deutsch-Amerikanerin und hatte sich mit einem Deutschen verlobt. Sie wollte von mir wissen, was sie später in Deutschland zusammen mit ihrem Manne für das allgemeine Wohl wirken könne!

Sie kam zu mir, weil ich am Weihnachtsabend unter dem Tannenbaum in der Carnegie-Hall den Deutschen die Weihnachtsgeschichte vorgelesen hatte — und nun meinte sie, ich sei eine Art Engel für die Deutschen in Amerika. Aber das war ich nicht, denn ich lag matt in den Kissen — und freute mich ganz menschlich, daß sie glücklich war — und der Rubin auf ihrem Verlobungsring hielt meinen müden Blick fest.

Dann sagte sie noch, sie wolle ein Blindenheim eröffnen — später — in Deutschland — und die lieben Blinden sollten ein schönes Leben haben — und sie mußte noch einmal wiederkommen, um mir das alles zu erzählen.

Sie kam wieder — und der Bräutigam kam mit ihr.

Sie sahen am Fußende meines Bettes mit Blumen und waren ganz still. Ich war ein wenig verlegen und suchte wieder den festen Punkt für den müden Blick. Aber der Rubin war fort. Ein eiserner Ring mit dem Eisernen Kreuz umspannte klöblich den Finger.

„Ja...?“ fragte ich.  
„Ja“ — sagte er — und sie nickte glücklich. „Mein Verlobungsgeheimnis an Deutschland.“

Als ich wieder sprechen und lächeln konnte, kamen allerhand Leute und Deutschen mich besuchen, die meinen Vorträgen beigewohnt hatten und fraaten, was ich wohl zum Kriege sagen könnte. Da ließ ich alle Truppen vorbeidessifizieren vor meinen Gedanken — als wäre ich der Feldmarschall und dirigierte sie nach Osten oder Westen. Aber sagen konnte ich nichts Neues, und kam mir vor, als enttäuschte ich sie sehr und als müßte ich meine Rolle viel besser spielen.

Ich dachte nur immer: Herrenlose Herde — ganz auf sich angewiesen — und brauchte so sehr jemanden, der ihnen hilfe und Mut zuspräche, und sie sammelte — alle — alle!

Das Dienstmädchen, das mein Zimmer aufschwerte, hatte mich wochenlang geärgert, weil sie mit dem Besen immer einmal gegen den Bettfuß stieß. Ich machte meine Augen zu und sah sie nie an, weil ich doch auf den Augenblick der Qual so gespannt warten mußte —: Da — hums!

Einsmal sah ich auf. Die Haare hingen ihr über das erblühte Gesicht — das Kleid war sauber — die Schuhe waren zerrissen. Da war nicht viel zu sehen.

Eines Tages begann sie mit der Unterhaltung:

Sie liebe so sehr das Studium der Metaphysik!

Was — ?

Ja. Sie habe vor ihrem Lehrerinnexamen nur Metaphysik im Kloster der Englischen Fräulein zu München betrieben!

Lehrerinnexamen?

Was ich denn dachte? Ob sie immer Dienstmädchen gewesen sei! Scheuern könne sie überhaupt gar nicht. Sie sei Lehrerin gewesen — aber seit dem Kriege wolle man keine deutschen Lehrerinnen mehr. Nach der Einnahme Brüssels sei sie entlassen worden — jetzt bekäme sie 18 Dollar im Monat — und sie wolle so lange scheuern, bis sie die Rückreise nach Deutschland erschwert habe! „Ach — dieses Heimweh — diese Verfolgung. Wenn sie drüben wüßten, was wir durchmachen!“

Am Abend, bevor ich entlassen wurde in den Frühling der New Yorker Parks und in die Ungewißheit des Lebens zurück,

Klingelte das Telefon. Ich wollte bereits einschlafen — nahm lässig den Hörer — da brauste mir entgegen: „Deutschland, Deutschland über alles“ — und dann ein Chorgesang: „Gott Dir, im Siegerkranz —!“ mit dem knarrenden Laut des Phonographen. — Und endlich deutsch-amerikanische Stimmen: — „Grüßen sie Deutschland — — —!“

Ein phonographisch-telephonischer Abschiedsruß des Dienstpersonals.



## Kriegsecho im Dorffrieden der Heimat.

„Jetzt hab' ich sieben Duben beim Militär, sagt die alte, aber noch rüstige Frau des ehemaligen Dorfdachdeckers. „Sieben Duben, und den achten haben sie mir gelassen, weil der nicht ganz recht ist im Kopf. Da hat er einmal einen schweren Fall getan, seitdem ist er im Spital. Aber denk' einer, wie die sieben fortgegangen sind, wer kommt da beim zur Mutter? Eben der aus dem Spital. „Mutter,“ sagt er, „die anderen, die guten, sind fort; jetzt muß ich kommen und euch helfen. Die drei Mädchen, wenn zusammenstehen, dann packen wir's. Ich kann schon schaffen. Nur zwischenbinnen muß ich ein für's anderemal ein bißel rasten und schnaufen.“ „Ich dachte mir,“ fährt die Mutter weiter, „mit ihm wirst ein schweres Machen haben; aber es geht; hält's nicht gelaubt; er packt an. Die Mädchen sind auch recht schaffig um ihn; er kann gut fuhrwerken mit den Döhlen und ist soweit gut bei Kraft. Wenn er gerade seinen „Spahigen“ hat, läßt man ihn gehen, dann kommt er halb wieder ins Gleis. So haben wir jetzt miteinander geackert, die Saat ausgeworfen, die Kartoffeln eingeleget, mit einem Wort: angebaut. Und wenn du jetzt durch unseren Kurteil gehst, könntest jaft meinen, es wären die Duben alle selber beim Anbauen gewesen. Wenn ich nur einen,“ schließt die Wadere, „in Ernteurlaub heimkriegen, bringen wir „unser Säckle“ herein, und dann hat der Spitaler seine Pflicht getan.“

Sein Stolz und seine Lebensaufgabe wäre es gewesen, wenn er das väterliche Anwesen auf dem Lande hätte zurück-erwerben können. Denn er war nicht gerne in der Stadt, es zog ihn mit ganzer Seele zu der schönen stillen ländlichen Beschäftigung in Wald und Wiese hin. Dank seines großen Fleißes und seiner Sparsamkeit hatte er sich durch seine Tätigkeit in der Stadt ein hübsches Stämmchen erworben und hatte es darangeseht, das ehemalige väterliche Haus zurückzukaufen. Er hatte sich stets darauf gefreut, eines Tages mit seinen beiden Schwestern ganz nach dort übersiedeln und der Stadt Iebewohl zu sagen. Wie oft sprach er davon und wie oft sehnte er schon diesen glücklichen Tag herbei! „Dann, liebe Schwestern,“ sagte er, „sollt ihr es schön bekommen in eigenen Häuschen, im eigenen Gärtchen; dann beginnt für uns alle ein neues schöneres Leben!“ Doch mit einem Male kam der Krieg. Er mußte mit den Ersten Abschied nehmen, Abschied von den Schwestern, Abschied vom Häuschen auf dem Lande, das in wenigen Monaten ganz sein Eigentum geworden wäre. Wie hart kam es ihm an! Aber doch, er hoffte mit der ganzen Kraft eines jungen, gesunden Menschenherzens, daß er zurück-kehren, daß er sein väterliches Heim im grünen Lande werde übernehmen dürfen. Hatte er doch alle seine Zeit und seine Ersparrnisse ihm gewidmet gehabt. Den Schwestern legte er die Bürde hierfür noch besonders ans Herz und dann schied er voll der Hoffnung. — Und nun, da die Saaten reifen und die Bäume blühen, graben ihm die Soldaten, die Kameraden, ein hübsches Grab und decken es mit grünem Rasen, das ihm nun zum letzten Heim geworden ist!

Der alte Dorfszimmermann ist krank, schwerkrank. Kommt sein Freund, der bagere Maurer, schaut ihm mit einem Blick in die Augen und meint: „Schwer hat's dich, Kamerad, wirst all' dein Kurasch brauchen, diesmal!“ Wollen schauen, daß wir nächsten Sommer den Dachstuhl beim Hinterfeld doch nochmal selbänder aufrichten!“ Beim Hinausgehen sagt er zu dessen Weib: „Zimmermännin, laß ihn nichts abgehen in der Kost und Pflanz; kommt zu mir und holt euch ein Duzend Eier für etlich kräftige Süpplein!“ Bald darauf klopft's. Der alte Müller ist's. „Muß doch schauen nach dir, weil der Junge, mein Sohn im Felde ist, wieso es dir geht. Haben unser Lebtag mit einander geschäftet; bist mein Mühl-arat gewesen, hast die Mäulen ausgebessert im Stall und immer hat man dich gebraucht. Darfst noch nicht we-

brauchen dich zu sehr; mußt auch warten, bis deine vier Jungen kommen vom Feld, ja! Wenn die den Vater nimmer treffen täten...! Na, na machst dich schon wieder. So, nun behüt dich,“ dabei brüht er ihm einen Notenschein in die Hand; ist nur, daß du dir mit deinen Efen nichts abgehen lassen mußt.“ — Am Nachmittag pocht schüchtern eine weibliche Hand an die Tür. Sachte tritt die freundliche Schwester vom hoch-würdigen Herrn herein. „Muß doch auch nach euch sehen, Vater; der Herr Bruder hat heut' morgen gesagt, ihr gefallet ihm wieder täglich besser; habt nur Geduld, es geht wieder! Der lieb' Gott verläßt keinen braven Deutschen nicht. Da,“ sagt sie unter der Tür, „dies Fläschlein sollt ihr aufspunden und ein wenig auf den Inhalt besuchen; das Tränklein ist der alten Kräutlerin damals auch recht wohl bekommen. Und,“ fügt sie hinzu, „wenn ihr wieder seid, hat der Hochwürdige gesagt, wird er näheres reden wegen des Feldkreuzes, das der Wintersturm niederlegte oben an der Holde.“ — Es dämmert schon. Da schleicht eine herein auf weichen Patschen. Die Gählerin ist's, ein verhubeltes Weiblein, drüben am Eck, wo die Gasse in die Acker ausbiegt. Versorgt, ärmlich, einschüch- und „unked.“ Zuerst sagt sie nichts; dann nestelt sie vier Keffelein unter der Schürze hervor und legt sie zaghaft vor den Kranken im Lehnstuhl nieder. „Will euch nit drausbringen, Nachbar Zimmermann; aber daß es euch getroffen hat, dies tut mir weh. Seid so ein guter Mann. Und die vielen Kinder halt auch und obendrein der Krieg, der Krieg! Tat so langen an Sora' und Heimlichung. Wenn's nur wieder geht; ihr sisset ja schon ganz wacker im Stuble; da kommt ihr bald heraus und zu mir herüber, den Gartenzaun auszukliden; dieweil gibt's einen feinen Salat, butterweich, und Eifen, frische, gesunde. Es geht nit ohne euch, Nachbar.“ Ein mattes Lächeln antwortet ihr. — Ganz spät am Tag, man hat schon die Kerze angezündet, kommt der Postbote. „Bin eigens noch herübergekommen. Ist eine Anweisung mit Geld: fünf Mark vom Jüngsten in den Vögelen! Steht drauf: „Für den Vater, meine erparte Wohnung und wenn's nicht reicht, so wist ihr, wo mein Sparbüchle liegt!“



## Heitere Ecke.

Ein russischer Melbereiter kam auf seinem Wege an einen Graben, den zu nehmen sein Gaul sich weigerte. Der Mann ritt daher eine Strecke zurück, machte kehrt und gebrauchte die Sporen in der Meinung, das Pferd werde nun im Galopp den Graben nehmen. Als er aber herankam, machte das Pferd scharf halt, und der Mann flog über seinen Kopf und nahm das Hindernis allein. Kaum hatte er den Boden berührt, als er wieder aufsprang und seinem Hohn ins Auge schauend sagte: „Gut gemacht, aber wie willst du nun selbst rüberkommen.“

Ein dunkelbakter junger Lord sah eines abends bei einem Essen dem verstorbenen Maler Whistler gegenüber. Während einer Pause in der Unterhaltung klemmte er sich sein Monokel ein und beugte sich gegen den Künstler vor. „Ach, wissen Sie, Mr. Whistler,“ sprach er schlepand, „ich bin heute morgen bei ihrem Hause vorübergegangen.“ — „Danke sehr,“ war Whistlers gelassene Antwort. „Ich bin Ihnen sehr verbunden dafür.“

Die Frau des Künstlers (im Flüsterton): „Da klopft jemand. Soll ich die Tür öffnen?“ — Der Künstler: „Nein, das ist Nathans Klopfen. Es ist ein besonderes Klopfen, das ich mit ihm verabredet habe, damit ich ihn nicht aus Versehen einlasse.“

„Also Ihre Tochter macht Fortschritte in ihrem Klavier-spiel?“ — „Ja.“ — „Und es macht Ihnen Freude?“ — „Nein, aber es macht mich nicht mehr so nervös wie früher.“

A.: Die Eisenbahnen sind doch wirklich eine mächtig feine Erfindung.“ — B.: „Ich hätte nicht gedacht, daß du daran viel zu bewundern haben würdest, wo du doch bei einem Eisenbahnunglück ein Bein verloren hast.“ — A.: „Ja und habe ich nicht zehntausend Mark Schadenersatz gefriert? Sicher, wenn es mein Kopf gewesen, wäre jetzt die ganze Linie mein.“

Man sagt, daß die Indianer niemals lachen. Ist das wahr?“ — „Ich glaube ja.“ — „Was ist die Erklärung dafür — oder gibt es keine?“ — „Nun, ein Grund ist, daß ihre Frauen sich nie nach der neuesten Pariser Mode kleiden.“

Buchhalter (zum Chef): „Herr Chef, ich stehe im Begriff, mich zu verheiraten.“ — Chef: „Freut mich zu hören, dann werden Sie es in Zukunft nicht mehr so verflucht eilig haben, nach Hause zu kommen.“